

Tilman P. Gangloff

Schwänen

Drei Bücher nehmen die Medienkritik in die Zange

Noch nie verbrachten die Menschen so viel Zeit mit Medien, noch nie gab es so viele Medien. Kein Wunder, dass Medienkompetenz immer wieder als Schlüsselqualifikation für das Kommunikationszeitalter bezeichnet wird. Erwachsene müssen sich die Kompetenz in der Regel selbst erarbeiten. Einen gewissen Anteil an ihrer Weiterbildung haben die Medienkritiker. Angesichts der Bedeutung von Zeitungen, Zeitschriften, Comics und Büchern sowie Fernsehen, Hörfunk, Internet und Kino sorgen sie für etwas Orientierung im Medienschwung. Die Frage nach der Legitimation von Medienkritik dürfte sich also eigentlich gar nicht stellen. Dennoch kann von einer organisierten oder gar strukturierten Kritik keine Rede sein. Und während national wie erst recht international die Medienkonzerne immer mächtiger werden, schrumpft die Arbeitsfläche der Kritiker zusehends: Seit der Medienkrise sind diverse Tageszeitungen dem Beispiel der „Zeit“ gefolgt und haben ihre Medienberichterstattung, die zur Hochzeit des Internetbooms Ende der 90er Jahre gar in eigenen Ressorts stattfand, deutlich verringert.

Wäre man nicht selbst einer, müsste man fast um Mitleid für die Medienkritiker bitten. Doch das Gegenteil ist der Fall. Zufall oder nicht: Gleich drei, fast zeitgleich erschienene Bücher präsentieren den Schwanengesang für eine journalistische Spielart, der ohnehin traditionell das Image des Berufsnörglers anhaftet. „Schlechte Laune ist noch keine Kritik“, stellt der Soziologe Dieter Prokop in einem der Bücher fest. In der Tat drängt sich bei Film- oder Fernsehkritiken und Theater- oder Buchrezensionen mitunter der Eindruck auf, hier habe ein unschuldiges Werk etwas ausbaden müssen, was ganz andere Ursachen hat. Kein Vorurteil ist in diesem Zusammenhang so hartnäckig wie jenes, Kritiker wollten eigentlich am liebsten selbst Filme drehen, Bücher schreiben oder Stücke inszenieren, seien dafür aber nicht talentiert genug. Dabei dürften Kritiker eigentlich überhaupt keine schlechte Laune haben, sind sie doch in einer privilegierten Position: Was andere bezahlen müssen, bekommen sie umsonst.

Ähnliche Diagnosen

Wenn man nicht weiß, wie der Kritiker wirklich ist, ist man auch nach der Lektüre der drei Bücher nicht unbedingt schlauer. Die drei Sammelbände heißen *Zur Kritik der Medienkritik*, *Neue Kritik der Medienkritik* sowie *Die Selbstbeobachtungsfälle*. Parallelen gibt es nicht nur im Titel; ein Aufsatz taucht sogar in zwei Büchern auf (der Autor ist auch im dritten vertreten). Die Diagnosen sind zwangsläufig ähnlich; nicht aber die Schlussfolgerungen.

Zur Kritik der Medienkritik (Weiß) ist das Ergebnis einer von der Düsseldorfer Landesanstalt für Medien finanzierten aufwendigen Studie. Die vom Hans-Bredow-Institut beauftragten Forscher haben eine Menge Material zusammengetragen, bei dem man sich jedoch fragt, wem damit gedient sein soll. *Neue Kritik der Medienkritik* (Hallenberger/Nieland) ist eine Aufsatzsammlung, deren Autoren für ihre Beiträge keinen Cent bekommen haben. Hier geben Kritiker, Wissenschaftler, Redakteure und Menschen aus Medieninstitutionen einen kaleidoskopartigen Überblick, der eine Vielzahl von Facetten aufzeigt und zudem größtenteils die ungleich unterhaltsamere Lektüre darstellt. *Die Selbstbeobachtungsfälle* (Beuthner/Weichert) schließlich weist über die beiden anderen hin-

gesang

aus, weil sich das Buch mit dem grundsätzlichen Wandel des Medienjournalismus befasst. Die Aufsatzsammlung bildet fast so etwas wie eine Synthese der beiden anderen Bücher: Sie fasst das Thema zwar am weitesten, lässt aber gleichzeitig in der (auch konstruktiven!) Analyse am wenigsten zu wünschen übrig.

Das Buch von Ralph Weiß ist eine Fleißarbeit, keine Frage, und einige der Ergebnisse sind sicherlich interessant. Vieles aber ist Kennern der Materie – und niemand sonst wird dieses Buch lesen – bereits bekannt, manches liest sich sogar wie eine Binsenweisheit. Die Tatsache etwa, dass „aufklärende Kritik“ vorwiegend in überregionalen Tageszeitungen sowie der Fachpresse stattfindet, weil anderswo nur besprochen wird, was die Sender zum „Event“ aufbauschen, ist hinlänglich bekannt. Wenn es dann doch einmal interessant zu werden verspricht, scheitert die Studie an ihrer Methode. Da ist dann zwar von „inhaltlichen und strukturellen Defiziten“ die Rede, doch was ist diese Erkenntnis schon wert, wenn die Forscher (allerdings gänzlich unzerknirscht) einräumen, dass sie Ergebnis von Stichproben ist. Die begutachteten Texte stammen zudem z. T. aus dem Jahr 2002.

Ralph Weiß (Hrsg.):

Zur Kritik der Medienkritik. Wie Zeitungen das Fernsehen beobachten. Berlin 2005: Vistas Verlag. 25,00 Euro, 588 Seiten.



Gerd Hallenberger/

Jörg-Uwe Nieland (Hrsg.):
Neue Kritik der Medienkritik. Werkanalyse, Nutzerservice, Sales Promotion oder Kulturkritik? Köln 2005: Herbert von Halem Verlag. 24,00 Euro, 408 Seiten.



Michael Beuthner/Stephan Alexander Weichert (Hrsg.):

Die Selbstbeobachtungsfälle. Grenzen und Grenzgänge des Medienjournalismus. Wiesbaden 2005: Verlag für Sozialwissenschaften. 39,90 Euro, 432 Seiten.



Frustrierte Kritiker?

Ziel der Forschung war es, die verschiedenen „Funktionalitäten“ von Medienkritik transparent zu machen. Die Autoren sollten nach typischen Mustern öffentlicher Fernsehkritik und den ihr zugrundeliegenden Bewertungsmaßstäben suchen. Zu diesem Zweck wurden alle möglichen Zeitungen und Zeitschriften analysiert. Und weil allzu viele Kritiker offenbar nicht gewillt sind, nach Höherem zu streben, haben die Autoren eine „bedeutende inhaltliche Leerstelle“ entdeckt: „Formen, Motive oder Folgen des Mediengebrauchs werden nur rudimentär behandelt“. Man fragt sich als Kritiker allerdings, wie Redakteure – ganz gleich welcher Couleur (vom Leser ganz zu schweigen) – wohl reagieren würden, wenn man sie Tag für Tag mit abstrakten Abhandlungen über Formen, Motive oder Folgen des Mediengebrauchs traktierte. Die Kritiker gerade der Fachdienste dürften zwar ohne weiteres in der Lage sein, einen der freitäglichen Herz-Schmerz-Filme der ARD „mit gesellschaftlichen oder politischen Phänomenen ausdrücklich in Beziehung“ zu setzen; aber das kann man schließlich nicht jeden Freitag machen. Kaum wahrheitsdienlich ist auch die Vorgehensweise, ein paar Sätze aus einzelnen Kritiken zu interpretieren.

Mehrfach messen die Autoren den Kritiker an einem Ideal, das der sich womöglich nie zu Eigen gemacht hat: Er wache nicht nur über die Programmqualität, sondern auch über die „Einhaltung ethischer Maßstäbe“. Zwangsläufig sei er frustriert, liefere doch etwa der Erfolg von *Big Brother* eine „Diagnose der Wirkungslosigkeit“. Die unausweichliche Konsequenz: „resignativer Abschied von der traditionellen Funktion programmbegleitender Qualitätsüberprüfung“ (Joan Kristin Bleicher). Schaut man sich die Arbeiten etwa von Klaudia Brunst an, die sich ja dezidiert mit den vielfältigen Unterhaltungsformen des Fernsehens befasst und bei der Beschäftigung mit *Big Brother* keinerlei Grund zur Frustration hatte, weil sie der Sendung durchaus faszinierende Seiten abgewinnen konnte, wird deutlich, warum den Autoren des Buches mitunter mangelnder Realitätsbezug vorgehalten werden muss. Auch Beuthner und Weichert glauben, die Ohnmacht „gegenüber dem scheinbar übermächtigen System der Massenmedien“ nage am Selbstbewusstsein der Medienkritiker. Verständnislos konzedieren sie, offenbar hätten diverse Medienjournalisten gar kein Interesse an „gesellschaftlich relevanter Medienkritik“. Sie werten dies als „Kollateralschaden“, der in Kauf genommen werde, um das Medienressort zu retten. An sich aber erwarten Beuthner und Weichert, dass das gesellschaftliche Machtpotential der Medien permanent hinterfragt wird, denn sonst würden Medienkritiker bloß „Erfüllungsgehilfen der Medienindustrie“.

Bleicher stellt übrigens noch fest, ironische Deskription ersetze „zunehmend die sachlich-kritische Reflexion“. Das stimmt zwar und lässt sich als typische Attitüde des Zeitgeistes erklären; kurz darauf jedoch bedauert Knut Hickethier, dass Ironie als Stilmittel immer seltener verwendet werde.

Hickethier ist es auch, der in seinem Beitrag „Herbst der Fernsehkritik“ den Schwanengesang anstimmt. Die Medienkritik, resümiert er im Einklang mit Hallenberger und Nieland, habe sich in den Wirtschaftsteil verzogen, wo man Unternehmen nur mehr nach ökonomischen, nicht aber nach moralischen Maßstäben messe. Im Buch von Beuthner und Weichert beschreibt er dann, warum eine Kritik trotzdem notwendig ist.

Ähnliche Abendstimmung verbreiten zunächst auch die beiden anderen Bücher. Hallenberger und Nieland sehen die Medienkritik „zur Disposition gestellt“, Beuthner und Weichert haben gleich eine ganze Hand voll „professioneller Fallen“ ausgemacht. Den Begriff „Selbstbeobachtungsfalle“ verwenden alle vier, doch Beuthner und Weichert, die ihrerseits ebenfalls im Buch von Hallenberger und Nieland vertreten sind, gehen noch weiter. Neben dem „Blinden Fleck“, der eine Selbstbeobachtung unmöglich macht, diagnostizieren sie auch: die „Definitions-falle“ (mehr Service, weniger Kritik), „Ressortschizophrenie“ (Medienjournalismus wandert ins Wirtschaftsressort ab), einen Rollenkonflikt (Kollegenorientierung, Nestbeschmutzung) und ein „Glashausdilemma“ (mangelnde Unabhängigkeit). Während diese Dilemmata unvermeidlich sind, wollen sie die Kritiker mit der „Vermittlungsfalle“ bei der Ehre packen: Bis heute sei es nicht gelungen, eine breite Öffentlichkeit für Medienthemmen zu interessieren.

„Erstaunliche Stagnation“

Auch bei Hallenberger und Nieland gibt es zunächst harsche Kritik; später folgen dann veröhnliche Passagen. Siegfried J. Schmidt etwa spricht von der „aussterbenden Rasse“ der Medienkritiker und zitiert aus einer „einschlägigen Debatte der letzten Jahre“, nach der Kritik „zur sozialpädagogischen Gefährdungs- und Warnungsliteratur“ verkommen sei. Klaus Kreimeier räsoniert über die hybride Rolle des Medienkritikers als „zentrale Randfigur“ und beklagt – allerdings bezogen auf die Filmkritik – eine „erstaunliche kultur- und textgeschichtliche Stagnation“. Immerhin sehen die Herausgeber die Notwendigkeit, eine Brücke von der Theorie zur Praxis zu schlagen (was Weiß mit seinem Buch vermutlich beabsichtigt hat). Auch halten sie die „werkorientierte Medienkritik“ für überholt. Schmidt fordert ergänzend, Kritik müsse „alle systemisch interagierenden Komponenten von Mediensystemen ebenso wie deren Interaktionsformen in den Blick nehmen“.

Fragt sich nur, wo; ganz gewiss nicht in regionalen Zeitungen, wo sich doch selbst überregionale mit allzu abstrakten Abhandlungen schwer tun. Derlei wäre allenfalls ein Thema für das Feuilleton – und auch das nur einmal im Jahr. Bleiben also die Fachdienste, die der Forderung ohnehin regelmäßig nachkommen. Schmidts Hoffnung auf Selbstkritik seitens der Sender hingegen wird ein frommer Wunsch bleiben. Medienkritik findet im Fernsehen ja sowieso kaum noch statt. Das Magazin *Zapp* (NDR, mittwochs, 23.00 Uhr) greift am liebsten Phänomene von allgemeinem Interesse auf; das Fernsehen ist dabei nur eines von vielen Medien. Kritik in eigener Sache, wenn auch anders als gefordert, leistet sich kontinuierlich allein ProSieben: mit Stefan Raabs *tv total* und *Kalkofes Mattscheibe*; „Crititainment“ nennen Hallenberger und Nieland diese Spielart, mit der sich Bleicher im Buch von Beuthner und Weichert vertiefend befasst. Allerdings scheint ihr Text älteren Datums zu sein, ordnet sie Harald Schmidts Show („vorübergehend eingestellt“) doch immer noch Sat.1 zu.

Im Unterschied zu der Aufsatzsammlung von Weiß stellen Hallenberger und Nieland wie auch Beuthner und Weichert aber nicht nur in Frage, sondern lassen auch Antworten geben. Gerade weil beide Kompendien das Thema von unterschiedlichsten Werten beleuchten, gelingen in der Tat „multiperspektivische Beitragspanoramen“; auch wenn die Medienkritiker angesichts so mancher Formulierung schlucken werden. Kreimeier schreibt zwar von „Geschmacksjustiz“, eröffnet jedoch einen unverhofften Ausweg und entpuppt sich dabei als bekennender Frühromantiker (der Kritiker als Vollender des Kunstwerks). Andererseits bezeichnet er den Kritiker als „ziemlich altmodische Figur“, die zudem zum Agenten „der Vernichtung seines eigenen Gegenstands“ werde: weil er als „Laufbursche der global-kapitalistischen Mediengesellschaft“ dazu beitrage, dass sich der Kreislauf von Produktion und Destruktion immer schneller vollziehe. Und da der Kritiker als Lohnschreiber Teil dieses Systems ist, kann er seine Ideale getrost vergessen: „Kritik ist nur möglich, wenn man sich außerhalb des Systems stellt, das man kritisiert“ (Dieter Prokop).

Theorie und Praxis

Die Texte aus der Praxis zeigen indes, was sehr wohl alles möglich ist; und sie belegen, dass Kritik und Kritiker besser sind als ihr Ruf. Bei Hallenberger und Nieland ist schon allein Volker Lilienthals Leitfaden für investigativen Journalismus am Beispiel etwa der NS-Verstrickung des C. Bertelsmann Verlags oder der ZDF-Kooperationen mit produktplatzierenden Firmen mehr als bloß ein Gegenentwurf zur behaupteten Folgenlosigkeit. Bei Beuthner und Weichert zeigt Thomas Schuler anhand seines Buches *Die Mohns* die Grenzen, aber auch die Möglichkeiten der Auseinandersetzung mit einem Medienkonzern auf. Die Kritiker Harald Keller und Reinhard Lüke (Hallenberger/Nieland) beschreiben kurzweilig, an welch' alltäglichen Widrigkeiten und lächerlichen Details der Idealismus mitunter scheitert. Und Dietrich Leders kleiner Kritikerkanon mit seinen 25 Geboten der Medienkritik sollte Pflichtlektüre für jeden Medienkritiker werden.

Auch Beuthner und Weichert bieten Auswege an und skizzieren, wie die Rahmenbedingungen für eine unabhängige Berichterstattung aussehen müssten, wenn auch manche Forderung eher wie ein frommer Wunsch klingt. Viele jener Chefredakteure, die ihren Medienredakteuren den Rücken freihalten sollen, müssten erst mal die Abschaffung der Medienseiten rückgängig machen. Und über die Effektivität einer bundesweiten Interessenvertretung, die ähnlich wie der Presserat Rücken gegen Chefredakteure ausspricht, wenn die ihrer Medienredaktion die Arbeit erschweren, kann man sicher geteilter Meinung sein.

In dem Buch über die „Selbstbeobachtungsfälle“ geht es aber ohnehin weniger um die konkrete Medienkritik (schon gar nicht in erster Linie um Fernsehkritik), sondern vor allem um den „Journalismusjournalismus“, den Beuthner und Weichert mit der Abteilung „Innere Angelegenheiten“ (Internal Affairs) aus dem Polizeifilm vergleichen: Er ist die „Fünfte Gewalt“, die die „Vierte Gewalt“ beobachtet. Diese Debatte allerdings kann man endlos fortführen. Und wie fragt doch Alexander von Streit: „Wer kontrolliert eigentlich die Medienjournalisten?“

Tilmann P. Gangloff lebt und arbeitet als freiberuflicher Medienfachjournalist in Allensbach am Bodensee.